

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

98 (27.4.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

An der Heimatfront.

In der Kohlengrube.

Bochum, Ende März 1917.

In diesem Kriege kämpfen nicht nur die Heere, nicht nur die Völker der Heimat, nicht nur die Menschen. Sondern die ganzen Länder messen sich mit ihren natürlichen Reichtümern, die Vögel, die stummen Wälder, die Meeresküsten, auch die Tiefen der Erde diesseits und jenseits der Front, die Salz- und Erz- und Kalk-Lager ringen miteinander, und die Fülle der deutschen Kohlen wirkt zwischen den Schichten im neutralen Ausland mehr für uns als manche Propagandazentrale.

Das Hohelied der Kohle. Sie nährt die hunderttausend Deisen des Landes, die großen, die kleinen, in deren Feuer Deutschlands Panzer glüht. Ihre heiße Kraft dreht die Wälder und läßt die Dämme fallen. Die Kohle erstickt zu Asche und schmilzt das Eisen aus dem Erz. Sie verflüchtigt sich zu Gas und erhitze die Deisen, in denen der Oberstahl glüht. Die Kohle leuchtet. Sie düngt den Acker. Sie schleppt die Truppen von Reims nach Arras, von Verdun nach Mülhausen. Sie jagt die Torpedoboote durch die Frühlingssnacht. Sie gerinnt zu Benzol und treibt Autos und Flugmaschinen. Arbeit an jenen weichen schwarzen Schichten gepreßter Kerkel, die stetig in das harte Gestein abfallen, ist Heimatfrontdienst ersten Ranges.

65 Meter unter der Erde. Stahlsicherheitslampen werfen ihre gelben Regal vor uns in das Dunkel. Wir wandern zwischen zwei Schienenpaaren in einem ebenen geräumigen Tunnel, der erst mit Beton, dann mit Ziegelsteinen, endlich mit Grubenholz ausgekleidet ist. Auf den Schienen links und rechts von uns rollen die Grubenwagen, vom Seil ohne Ende gezogen — leer hin und voll zurück. Das Rattern der Wagen verflüchtigt unsere Gespräche. Manchmal taucht die Lampe eines Arbeiters vor uns auf und verschwindet. „Gleichauf“ lört der Gruß herüber und hinüber. Es ist kühl im Querschlag. Aber die Luft ist hier vorn noch erstickend rein. Wir wandern mit einem starken Aufzug, den die oberirdischen Saugpumpen bis in die letzte Ecke der Grube leiten. Wir sind jetzt eine halbe Stunde vom Förderer auf der tiefsten der drei Bauflößen gewandert, und noch ist kein Flöz zu sehen.

Wichtig stehen die Wagen still. Unendliche Ruhe bemerkt andere Schritte. Wir hören jetzt das Wasser von der Decke tropfen. Seitlich rauscht es zu unsern Füßen — ein schwarzer Strom — durch den Kanal nach vorn in den „Sumpf“, aus dem es allmählich durch riesige unterirdische Wasserhaltungsmaschinen entpumpt wird. Wir treten in einen blauen Seitenflöz, der halb voll Wasser steht. Aus der Tiefe des Querschlages hallen dumpfe Detonationen wie fernher Krieg. Minenstößen-Zimmern. Eine Bohrmaschine hämmert in der Ferne. Röhrlisch gießen die Wagen kreischend wieder an. Hellfliegend springen ihre leeren Effentzüge über die Weichen, während die voll beladenen duff und schwerfällig dem straff gespannten Seile folgen.

Rechts an der Wand im Lichtschein dreier Lampen der erste Flöz. Er schneidet den Querschlag in einem Winkel von 45 Grad. Eine 80 Zentimeter „mächtige“ schwarze Kohlenflöz, streicht er, zwischen harten Gesteinsmassen sich deutlich abhebend, zu beiden Seiten des Querschlages von oben her ab schräg in die Tiefe. Der Flöz trägt auf einem hölzernen Schilde die Bezeichnung 27 A. Er ist noch nicht in Angriff genommen. 80 Meter schräg über uns kreicht er durch die zweite Bauflöße — genau wie hier unten. Man sieht, fettglänzend wie fruchtbarer Ackerboden läuft die schwarze Ader, in der die Riesentäler verborgen schlummern, durch den unfruchtbaren Konigsflöz. Immer tiefer vertieft sie sich in die Erde. Doch der Mensch kriecht ihr nach. Bald wird die Ader in Klüften und Spalten, in Grus und Mus auf der Förderbahn zum Schachte rollen. Aber es gibt noch viele solcher schwarzer Adern in Deutschland. Diese unangegriffene blanke Kohlenader hier 65 Meter unter der Erde gehört zu der gewaltigen Materialreserve von Deutschlands Heimatfront.

Wie wir weiter wandern, wehren sich die streichenden Flöze. Manche einen halben, manche zwei Meter mächtig. Die Luft wird wärmer, stickiger, staubiger. Links ist eben ein Flöz in Angriff genommen. Zehn Meter tief haben sich die Dauer horizontal in die Ader hineingearbeitet. Zehn Meter tief ist die ganze Kohlenflöz sauber aus dem Stein, dem „Hangenden“ herausgepöckelt. — Ein Teil des Hangenden wird weggesprengt, um Platz für die Förderbahn zu schaffen, die dem Dauer folgt. Zwei Leute liegen an Boden. Zwei lange Luftdruckbohrer drehen sich, taktaktakt wie ein Maßingengewehr — in den Stein. Im Hintergrunde des Hofraums haben die Dauer den Abbau nach oben begonnen — schräg hinauf, der Aufwärtsrichtung der Ader nach. Wir sehen ihre trägen Lampen im Kohlenstaub über uns blinken. Einer sitzt stützens auf einem der Balken, die im ausgehöhlten Ader-Maum gestützt das Hangende stützen. Die Spitzhaken fallen im Lärm gegen die schwarzen Wände. Die Klumpen poltern über die Balken springend herab. Anrückend folgen ihnen Massen von feinem Grus. Säulen von Kohlenstaub wirbeln auf. Schwer legt sich die Luft dem Atemden auf die Lunge, der hier pausenlos, stundenlang hämmert und bohrt. Wie wir zum Querschlag zurückkehren, begegnet uns ein kohlen-schwarzer Dauer. Das Weiße seiner Augen leuchtet wie beim Regner. Eine lange, schmächtige Gestalt mit eingefallener Brust. Auf seinem Kopf aber trägt er eine Soldatenmütze.

Weiter — tiefer in den Querschlag hinein. Immer noch rollt die Förderbahn. Aus den Nebenstollen werden die beladenen Wagen auf das Hauptgleis geschoben und fallen automatisch in das Seil, das sie nach vorn zieht. Früher wurden die Förderungen von jenen traurigen kleinen Grubenpferden geschleppt, die hier unten zu ewiger Nacht verurteilt waren. Heute wird die gesamte unterirdische Streckenförderung mechanisch betrieben, auf dieser Reize durch neun Luftkompressoren von 220 Kubikmeter auf sechs Atmosphären gepreßter Luft. Das Seil ohne Ende ist Tag und Nacht pausenlos in Bewegung. Fünf Minuten Stillstand bedeutet Störung des ganzen Betriebes und einen gewaltigen Ausfall an Förderung. Jetzt rattert ein vollbeladener Zug an uns vorbei ins Innere der Grube. Er schleppt Gesteinschutt, Ziegelbroden und ausgebrannte Kohlen mit sich. Die werden von oben in die ausgehöhlten Hohlräume als Füllung geschüttet („Bergverjaß“), um bei fortwährender Ausföhlung der Grube entstehende Rutschgefahren, Zusammenbrüche und Bodenabsenkungen nach Möglichkeit zu vermeiden.

Und jetzt am Ende dieses Querschlags. Hinter dieser Wand beginnt bereits das Abbaufeld einer anderen Grube. Hier erreicht einer der mächtigsten Flöze, der die beste Fettkohle der ganzen Reize liefert. Der Abbau dieses Flözes ist in vollem Gange. Wir klettern in einem blinden Schacht vierzig Meter aufwärts. Jetzt stehen wir fern von der Förderbahn — hoch über ihr — am äußersten Ende — im vordersten Sappenlopf dieser unterirdischen Arbeitsfront. Die Dauer stehen tief gebückt. Oder sie liegen. Auf dem Bauche, auf der Seite, auf dem Rücken. Sechzig Meter tief poltert und rattert die gekauene Kohle schräg durch den Flöz hinauf. Die Dauer halten einen Augenblick ein. Wieder diese lastende Stille — nur unterbrochen von tiefen Atemzügen und leise rieselndem Kohlenstaub. Sappenlopfstimmung. Wir stehen der dunklen Materie noch einmal Auge in Auge gegenüber. Dort hängt sie festgepreßt zwischen dem Stein seit vielen hunderttausend Jahren. Ein mächtiger Block löst sich aus dem Dunkel, rückt, schlägt gegen ein paar Balken und stürzt in die Tiefe. Er rollt nach vorn, steigt ans Licht, fällt in einen offenen roten Eisenbahnwagen. Viele Menschen warten auf ihn an allen Fronten; der Chef des Feld-eisenbahnweins, frierende Mütter, künftige Granatenreher, vielleicht auch ein Hotelwirt in Lugano oder Kopenhagen.

Die Lampe an dem Rittel gehakt, mit Händen und Beinen mühsam von Balken zu Balken vorwärts — bald springend, bald durch enge Löcher auf dem Bauche kriechend — arbeiten wir uns durch den dunklen Flöz schräg hinauf. Dreiviertel Stunden gebraucht der Bergarbeiter von der „Rau“ oben, in der er sich umzieht, bis hier unten in die vorderste Stellung. Zweimal täglich legt er diesen Weg in der Grube zurück. Von Balken zu Balken — wieviel Holz kriecht jeder Flöz! Die ganze Grube ist ein einziges Holzgerüst, das alle darf nicht weggeworfen werden. Wie wir so von Balken zu Balken turnen, denken wir plötzlich an unsere L-Boote. Da oben, da draußen — denn dieses Grubenholz gehört zu Englands wichtigsten Einfuhrartikeln. Wenn wir seine Zufuhr stören, schlagen wir eine wichtige Dreizeh in die englische Heimatfront.

Mit dem Geer der Grubenarbeiter ist es wie mit der kämpfenden Front. Es sind viele Tausende. Aber wenn man durch die Stellungen im Stollen läuft, sind es immer nur einige. Verteilt, verstreut, jeder auf Posten. Erst beim An- und Abmarsch strömen sie aus allen Ecken und Gängen zusammen. In langer Reihe stehen sie wartend vor dem Förderer — er gießen sich über den Hof in die Wasserläufe — und wägen sich in schwarzen Strömen auf die benachbarten Wohnkolonien zu. Heute in den Tagen des englischen Hungerkrieges ist ihre Arbeitsleistung kaum zu weichen. Dürstender als auf andere Bevölkerungsgruppen lastet auf dem Dauer jede geringe Nahrungsentziehung. Gewiß sind ihre Löhne gestiegen. Und wer von Frankfurt oder Berlin kommt, erkennt in den hiesigen Läden und kleinen Speisewirtschaften deutlich, daß man mit allen Mitteln kräftig befreit ist dem Kernwerk unserer Heimatfront besondere Hilfe zu leisten. Aber das kann nichts ändern an dem allgemeinen Druß. Der höhere Lohn wird durch den höheren Preis der Lebensmittel in einigen Wochen wieder auf den ursprünglichen Stand zurückgeführt. Die Arbeiter sind heute drückend. Aber neben Alten und Jugendlichen halten auch hier die Frauen aus. Zwar unter Tage begünstigt man ihnen nicht. Was früher in Belgien und Frankreich nicht selten war — dazu hat auch der Krieg uns nicht zwingen können: Frauenarbeit gibt es nur über Tage, auf der Förderbahn, in den Kokerieen und anderen Nebenbetrieben. Auch diese Arbeit ist nicht immer leicht. Die Mädchen pühen nicht nur die Laufend Sicherheitslampen durch. Sie laden die Wagen aus dem Förderer und schleppen sie leuchtend in die Separationen und Wäschereien. Sie schleppen und schaufeln und kippen und drehen. Nur mit ihrer Hilfe ist die deutsche Kohlenförderung im Kriege fast auf der Friedenshöhe geblieben. Aber neben Alten und Jugendlichen Frauen an den letzten kalten Winterabenden noch gehäufte Arbeit mit ihren Kindern in kalter Stube sitzen müssen. Und noch heute zeugen die gewaltigen Kohlenmassen, die zwischen den Schächten, unter freiem Himmel aufgeschichtet liegen, von dem Wagenmangel, der längst über uns hereinbrach.

Es ist ein trauriges Land, dies Kohlenland — trotz seines Reichtums, trotz seiner imponierenden Arbeitskräfte. Heute noch trauriger als im Frieden. Und auch die zahlreichen, sauberen Kolonialhäuser, von denen die modernen rührenden Verfüge von Abwechslung und höherer Mannigfaltigkeit antreiben, wollen das Bild nicht freundlicher gestalten. Jochenbetrieb ist Massenbetrieb. Trotz aller Dynamen und Kompressoren — Grubenarbeit ist Quantitätsarbeit. Hier fehlen die Wunder technischer Präzision, die Krupp'schen Rot-Schwarz-Bilder, der Schmelze, der Presse, der Walze. Es fehlt der Geist aller Veredlungsarbeit. Kohle ist Rohmaterial. Und roh und grob und unbarmherzig monoton arbeitet die Grube. Sie frisst die Lungen des Menschen und erzieht ihn nicht. Die Grube ist ein fälschlich wichtiges, aber fälschlich erschütterndes Stütz der Heimatfront.

Wie wir durch dunkeligen rauchigen Wald von Förderer, Seilseilengerüsten, Wetterhäuten und Schornsteinen stadwärts fahren — über dieses Land, das lediglich Dreck ist für unterirdisches Wühlen und Graben und wo doch jeder kleinste freie Pfad ungebürlich der Frühjahrsbestellung harzt — wer von der Front kommt, kann durch dieses Land nicht fahren, ohne an unsere Minier-Soldaten da draußen zu denken. Viele von ihnen stammen aus dieser Gegend — von jenen Woiwoden und Infanteristen, die süßlich Öpern bei Gienbach, bei Rauguis in den Argonnen, den unterirdischen Krieg geführt haben. Wir besitzen keine Bergarbeiterbatalione, keine tunnelling-companys wie die Engländer. Aber zu den Miniertruppen des Westlichen Kriegsschauplatzes haben die Bergarbeiter aus Rheinland-Westfalen, von der Saar und aus Oberschlesien die Weisten und Tüchtigsten geliefert. Mancher von denen, die heute tief unter uns bohren und pühen, hat schon vor Höhe 00 und vor der Cigarette gekämpft. Andere werden in Zukunft die Arbeit am Flöz mit der Arbeit im Minenstollen vertauschen. Es ist ein Kommen und Gehen — auch zwischen diesen bei-

den unterirdischen Fronten. Es ist eine Arbeit von gleicher Wichtigkeit: — hier und draußen — gleich wie die schauerliche Stille am äußersten Ende des Querschlags und des Minenstollens. Es ist eine Arbeit und eine Front.

(Kb.)

Dr. Adolf Köster, Kriegsberichterstatter.

Dermisches.

Ein Hungertaler aus dem Jahre 1847. Vor kurzem wurde bei der Feldarbeit auf einem Acker in Güterkloß ein sogenannter Hungertaler gefunden, der an die schlimme Zeit des Jahres 1847 erinnert. Nach einem Bericht in der Zeitschrift Niederachsen ist die Münze aus Blei verfertigt, im Durchmesser ungefähr 4 1/2 Zentimeter groß. Auf der Vorderseite liegt man die Ueberschrift: „Große Notung, wenig Nahrung“ und darunter befinden sich die Worte: „Unier täglich Brot gib uns her!“ Zwischen diesen beiden Aufschriften ist ein Bild geprägt, das eine unter einem verdorrten Baum verdammt zusammengeschlossene Frau zeigt, der ein Engel Speise überreicht. Auf der Rückseite des Hungertalers steht man: „Im Jahre 1847 galt in Westfalen der Saad oder 2 R. Scheffel Weizen 12 R., Roggen 12 R., Gerste 8 R., Hafer 8 R., Erbsen 9 R., Kartoffeln 4 1/2 R.“

Der bombensichere Unterland. In der „Mündene Post“ lesen wir folgendes heiteres Geschichtchen: Ein Münchener Willenbesitzer hatte die Kriegszeit bis vor kurzem ohne Nachteil überstanden. Er hatte das nötige Geld und war ein sehr fürsorglicher Hausvater. Seine Beziehungen zum Lande waren aufs beste geregelt; er war schmalzliebend zu den Bauern; und bekam dafür von ihnen gutes Schmalz und sonst allerlei Ehbares.

Seit dem Beginn, den der französische Flieger, Hauptmann Beuchamp, München abgefackelt hatte, war aber der Willenbesitzer nachdenklich geworden und eines Tages ließ er einen Maurer kommen und führte ihn in seinen Keller. Der Maurer schaffte dann Arbeitsmaterial herbei, Bausteine, Mörtel, Zement, Eisenträger und entledigte sich seines geheimnisvollen Auftrags. Aber das Dienstmädchen plauderte es der Milchfrau aus und so erfuhr es die Nachbarschaft: In den Keller der Villa war ein bombensicherer Unterland erbaut worden mit verpörrter eiserner Tür. Der Unterland war groß genug, um das etwas umfangreiche Ehepaar im Falle der Not aufnehmen zu können.

Vor einiger Zeit vertriebt der Willenbesitzer mit Frau und Köchin. Er suchte zur Erholung ländliche Gefilde auf, von denen die Sage geht, daß dort Milch und Honig fließt. Als die Familie, beruhigt und besiedelt, zurückkehrte, war der erste Gang des Hausherrn in den Keller. Er drehte das elektrische Licht auf, ließ aber einen Schrei des Entsetzens aus. Die eiserne Tür, des bombensichereren Unterlandes war aufgebrochen und stand weit offen. Und es fehlten eine halbe gebackene Sau, das schöne weiße Auszugmehl und all die prächtigen Zutaten zur Bereitung jener Kost, mit der ein Willenbesitzer durchhält und wenn der Krieg noch so lange dauert.

Man hielt Kriegsrat, was zu geschehen habe. Die Frau wollte ans Telefon laufen und der Schutzmannschaft Mitteilung machen. Der Willenbesitzer konnte seine Ehehälfte gerade noch rechtzeitig zurückhalten. Und er erklärte ihr, warum es am besten sei, über den Vorfall zu schweigen; denn schließlich müßte man Auskunft geben, woher man all die guten, jetzt verdammt seltenen Sachen bezogen und wieso man sie ohne Lebensmittelmärkte bekommen habe. Man schwieg also, und Mann und Frau nahmen dem Dienstmädchen einen Treueid ab.

In Bekannten- und Fremdeskreisen wurde die Sache aber doch ruckbar. Und wenn der Willenbesitzer jetzt irgendwohin kommt und er sieht, daß ein Freund mit Mühe ein Lächeln unterdrückt, so weiß er es: der denkt an meinen bombensicheren Unterland.

Die Nächsthofen. Der fünfundsiebenzigjährige Fliegeroffizier Frhr. v. Nächsthofen, der bereits 46 Gegner im Luftkampf bezwungen hat, und sein jüngerer Bruder, der ihm nachschert, haben die Aufmerksamkeit erneut auf diese schlesische Adelsfamilie gelenkt. Obwohl man bei dem Namen Nächsthofen leicht den Eindruck hat, als handle es sich um ein uraltes Feudalgeschlecht, ist das tatsächlich keineswegs der Fall. Der Stammvater der Nächsthofen erhielt im 17. Jahrhundert als Bürgermeister von Frankfurt a. d. O. den Adel, und die Familie hat lange ihre bürgerlichen Ueberlieferungen aufrecht erhalten. Erst im 19. Jahrhundert hat sie in schlesischen Grundbesitz erworben und ist namentlich am Jüderbüdenbau und anderen Zweigen der landwirtschaftlichen Industrie wohlhabend geworden. Ihre bekanntesten Mitglieder aus jüngster Zeit waren der berühmte Geograph der Berliner Universität, Ferdinand Freiherr von Nächsthofen, der sich als Chinaforscher einen Weltruf erworben hat und der Staatssekretär Freiherr v. Nächsthofen, der vom Jahre 1900 bis zu seinem Tode im Jahre 1906 das Auswärtige Amt verwaltete. Ursprünglich führten die Nächsthofen vor ihrer „Erhebung“ in den Adelsstand den gutbürgerlichen Familiennamen Schulze.

Heiteres.

Neuer Meldung. Die Anrufer in Wien nehmen ungeheuren Umfang an. Bei einem der jüngsten Varrickendämpfe wurden nicht weniger als 8417 Konstabler vermundet. Den Zeitungen wurde verboten, darüber zu berichten.

Im Stahlfabrikanten. Ein Gast: „Man darf nicht laut sagen. Aber ein Freund, der aus Norwegen kommt, hats dort in einer Zeitung gelesen. Es ist ja gewiß übertrieben, aber etwas Wahres ist doch daran, daß in Melburg . . . piffst . . .“ Ein zweiter Gast: „Sie brauchen nicht so zu piffen. Die ganze Stadt weiß schon die Geschichte.“

Kriegsgewerbe. Siebentritt u. Sa. hatten Streit miteinander wegen der Kunstmarke. „Den Schwindel mach ich nicht mehr mit!“ rief der „Sa.“ theatralisch und nahm seinen Hut. „Ich geh' zur Staatsanwaltigkeit!“ — Siebentritt brüllte: „Wagen Sie's dann laß ich Sie hochgehen wie England den Jaren!“

(„Wahrer Jakob.“)